

Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schaffhausen

Band: 29 (1952)

Artikel: Johannes von Müller : Aufgabe und Schicksal

Autor: Requadt, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-841105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johannes von Müller – Aufgabe und Schicksal

Von Paul Requadt

Dem Andenken an Friedrich Gundolf

Auf die Glückwünsche der Universität Zürich zu seinem Doktorjubiläum antwortete Ranke 1867 mit der Erinnerung an den Schweizer Johannes von Müller: dieser habe ihm von Jugend an «als Muster des Fleißes und seelenvoller Auffassung sowie prägnanten Ausdruckes vorgeleuchtet»¹. So unverbindlich bei Anlässen dieser Art leicht Worte ausgetauscht werden, Ranke ist nicht nur höflich, sondern er bestätigt, was wir aus frühen Briefen und Werken bereits über sein Verhältnis zu Müller wissen. Besonderes Relief erhält seine Bemerkung noch dadurch, daß sie das Verhältnis eines modernen Historikers zu seinem Vorgänger auf hohem Niveau bezeichnet.

Der Naturforscher hätte bei gleicher Gelegenheit der Leistung seines Vorgängers gedacht, denn an diese schließt ja seine eigene Arbeit an, und auch Ranke hätte in derselben Weise Müllers Entdeckung der venezianischen Gesandtschaftsberichte erwähnen können, weil seine Reformationsgeschichte auf ihnen beruht. Aber der Gegensatz ist offenbar. Während Fortschritte in der Naturwissenschaft mit ihrer Kontinuität identisch sind, haben Fortschritte in der Geschichtswissenschaft, sei es die Erschließung neuer Quellen oder die Feststellung neuer Sachverhalte, nur begrenzten Wert, denn am Ende wird das Faktische erst in

¹ *Leopold von Ranke*, Neue Briefe, Hamburg 1949, S. 480.

Sinnbezügen wichtig, diese aber knüpfen sich an die Persönlichkeit des Schreibenden und an seine Situation. Grundsätzlich werden demnach naturwissenschaftliche Ergebnisse «überholt», indes geschichtliche Erkenntnisse wohl im Tatsächlichen überholt werden können, ihrem Sinngehalt nach jedoch «veralten», wenn die Kräfte der Zeit, die sie hervorgebracht haben erlahmt sind, obgleich im Einzelfall beides kaum voneinander zu trennen ist. Auch durch das Veralten eines historischen Werkes braucht die wissenschaftliche Tradition nicht abzubrechen, es gibt in der sich wandelnden Zeit Gemeinsamkeit politischer Ueberzeugungen und Weiterbildung geschichtlicher Maßstäbe.

Dies alles, eine Fachtradition, in der Forschung sich überholt, und eine Tradition der Sinngebung, die sich erneuern kann, auch nachdem ein geschichtliches Buch veraltet ist, zeigt sich in Rankes Verhältnis zu Johannes Müller wirksam, aber es erschöpft sich nicht darin. Das Auszeichnende, sie beide erst im höheren Sinn Verbindende, ist die Forderung, die seit der Antike zugleich ein Ethos in sich schließt: daß nämlich Geschichtsschreibung Kunst sein solle. Aus Rankes Worten ist dies freilich nicht unbedingt zu entnehmen, denn es scheint, als wolle er mit der Wendung, Müller habe ihm als Muster «prägnanten Ausdruckes» vorgeleuchtet, nur sagen, daß die Sprache den geschichtlichen Sachverhalt getreu wiedergebe. Tatsächlich aber hat Ranke einen durchaus künstlerischen Darstellungsstil entwickelt, und dies geschieht schon in seiner Jugend, als er sich an Müllers Stil heraufbildet. Was vollends Müllers eigene Sprache betrifft, so steht ihr künstlerischer Charakter, von der Frühromantik gerühmt, außer Zweifel, ja, wer nur seinen Namen kannte, wußte gewiß um seinen Versuch, die Historie, eine Wissenschaft also, in den Bereich der Kunst, genauer, der Dichtung, zu heben. Das gerade röhmt Ranke an ihm: «Er besitzt einen Ausdruck, der, obwohl nicht frei von Manier, doch überall den Leser über das Gemeine erhebt; er schreibt in fortwährender Beziehung auf die höchsten Aufgaben der Menschheit².» So ergibt sich zwischen Ranke und

² Leopold v. Ranke, Sämmtliche Werke, Berlin 1888, Bd. 31/32, S. 90.

Müller eine Beziehung, die dem Verhältnis zweier Dichter zueinander ähnelt, sofern hier nicht mehr das Ueberholen und Veralten gilt, sondern der Geschichtschreiber über die Zeiten dem anderen die Hand reicht, weil beide etwas Ueberzeitliches ansteuern und diese Gesinnung, meist mit dem Blick auf das Altertum, in ihrer Sprache ausdrücken. Aus gelehrtem Geschichtswissen wird dann wieder Geschichtschreibung großen Stils, welche im Altertum die Gunst einer Muse genoß.

Diese Würde des Geschichtschreibers zu erneuern ist Müllers Aufgabe gewesen. Er hat sie mit dem Elan seines beweglichen Naturells ergriffen, und er ist durch sie gescheitert. Denn hätte er als Gelehrter an einer Universität gelebt, «comme simple philosophe», wie Alexander von Humboldt dem französischen Staatssekretär in einem für Müller kritischen Moment versicherte³, oder wäre er wie in seiner Mainzer Zeit nur gelegentlich als Diplomat eines deutschen Kleinstaates in Erscheinung getreten, in einem Falle wären seine Krisen nach dem Siege Napoleons kaum bemerkt worden, im anderen hätte man seinen Uebergang zu ihm als Akt politischer Klugheit entschuldigt. Vor allem aber hatte Müller sich innerlich verpflichtet und die prophetische Bedeutung des Geschichtschreibertums so entschieden herausgestellt, daß das geistige Deutschland auf ihn blickte, als er, der zukünftige Biograph Friedrichs des Großen, zu Napoleon abfiel. Der Kaiser selbst, vielleicht nicht in Unkenntnis über Müllers Ehrgeiz, erniedrigte ihn zum Werkzeug seiner Politik. Da Müller enttäuscht seinen westfälischen Ministerposten aufgeben wollte, warnte Napoleon seinen Bruder Jérôme, ihn freizugeben: «Vous ne savez pas, quel trésor vous possédez⁴. Kurz, seine Anschauung von dem öffentlichen Amt und der Würde des Geschichtschreibers bedingt sein merkwürdiges, exemplarisches Schicksal.

³ S. Paul Requadt, Johannes v. Müller und der Frühhistorismus, Berlin-München 1929, S. 85.

⁴ Hier und in der Folge zitiert nach Johannes von Müllers sämmtlichen Werken, hrsg. v. Johann Georg Müller, Stuttgart-Tübingen 1831—1835 (Band- und Seitenzahl).

Müllers Bestrebungen zeigen überraschende Ähnlichkeit mit Aussagen der deutschen Klassiker über das Wesen des Dichters. Wie Müller sich den Geschichtschreiber im Politischen führend denkt, so sprechen sie von der geistigen Sendung des Dichters, wobei es auffällt, daß in beiden Bereichen dieselben Bilder auftauchen. Von einem erhöhten Standpunkte aus, erklärt Goethe, sehe der Dichter «das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen»: «Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergesetzt.» Im Alter bestätigt Goethe diese Auffassung wiederum durch ein verwandtes Bild. Dort, wo er von der Dichtung als von einem «weltlichen Evangelium» spricht, bemerkt er auch ihre erdenthebende Kraft. Sie versetzt den Menschen in «höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt liegen». Fast könnte man von einem Topos sprechen, denn schon aus der Antike, aus Ciceros «Somnium Scipionis», zieht Müller dieses Bild an sich (34, 55), es erscheint dann in Briefen: nichts sei «beruhigender als das Emporschwingen über die Erde; da sieht man alles nur als Triebräder, die nicht wissen, wozu sie sich bewegen» (31, 231 f.), nichts erhebe «mehr und öfter zum Vater und König der Menschen als die Geschichte im Großen» (30, 110). Dichtung und Weltgeschichte klären und beruhigen. Da auch Müller es als seine Berufung erkennt, den Völkern, «den Weg Gottes zu lehren» (30, 172), gilt der Satz, mit dem Wilhelm Meister seine enthusiastische Kundgebung beschließt, auch für den Geschichtschreiber: «Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen.»

Von Schiller her führt ein zweiter Weg in das Zentrum der Müllerschen Ueberzeugungen. Anlässlich seiner Unterscheidung des naiven von dem sentimental Dichter charakterisiert er diesen als «Bürger einer späteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt». Nicht anders versteht sich Müller. Daher seine Sehnsucht nach dem Altertum, sein überschwenglicher Zuruf, der dem Jugendfreund Bonstetten gilt: «Wir sind Athenienser, nicht Schweizer» (34, 149). Daher aber auch von

früh an sein Zeitpessimismus, der keineswegs allein aus der politischen Lage erklärbar ist, sondern eher anmutet, als habe er (um mit Schiller weiterzusprechen) «schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren». Müller ist ein sentimentalischer Mensch, er teilt in seiner Eigenschaft als Geschichtschreibers das Los des sentimentalischen Dichters, die verlorene Natur suchen, als ihr «Zeuge» in seiner Zeit auftreten zu müssen.

Durch diese verwandte Auffassung der Klassiker erhellt sich das Geschichtschreibertum Müllers. Dem Goetheschen Leitbilde des Dichters folgt er am ehesten in seiner Weltgeschichte, denn dort sucht er die Uebersicht über Zeiten und Völker zu gewinnen und den verborgenen Ratschlüssen Gottes auf die Spur zu kommen; in der Schweizer Geschichte gleicht er mehr dem sentimentalischen Dichter Schillerscher Zeichnung, der seiner Gegenwart die Tucht und Zucht der Altvordern vor Augen stellt. Den Anstoß zu seiner Schweizer Geschichte erhält er in seiner Frühzeit, während die Weltgeschichte sich später in der Berührung mit der deutschen Geistigkeit, besonders mit Herder, herausbildet. Sein Schweizertum aber ist die Grundlage. Nur weil er Schweizer ist, kann er jene universale Mission des Geschichtschreibers übernehmen, die zugleich politisch und religiös ist.

Müllers Vorreden zu den einzelnen Teilen seiner Schweizer Geschichte, zwischen 1786 und 1808 geschrieben, reichen schon fast zur Analyse seines kulturpolitischen Bewußtseins aus. Warum glaubt er gerade als Schweizer für Europa einstehen zu müssen? — «Die Gipfel Europens, die Alpen, glänzten seit Jahrhunderten, wie ihre Firne, unangetastet, in ehrwürdiger Stille, über dem Gewühl der Nationen empor; indes zu ihren Füßen grause Wetterstürme bald den Garten Italiens, bald der Deutschen und Franzosen Gefilde verheerten» (7, LXXIV). Dies Bild des gegründeten und von Kriegsstürmen unberührten Gebirgs gehört zum Bestande seines vaterländischen Mythos. Nicht nur weil er taciteisch «De origine et situ Helvetiae» schreibt und weil das Topographische wie bei Tschudi ein Element seiner

Geschichtsschreibung ist, hebt sein Werk mit einer sprachlich erhöhten Beschreibung der Alpen an. Wenn er schildert, wie «in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet» (7, 4), gründet er die Geschichte seines Volkes auf etwas nahezu Unverrückbares, vor aller Geschichte Liegendes. Im Gegensatz zu den Nationen des tiefer gelegenen Landes genießt die Schweiz noch der Reinheit einer Urzeit. Johannes Müller vertieft die Tradition seines Volkes ins Biblische und Pastorale. Er bemerkt, daß gewisse Züge den Schweizern mit dem jüdischen Volke gemeinsam sind: das Hirtenleben als Urquell ihres Daseins, die Gliederung in Stämme, die Anerkennung göttlicher Gesetze, unter denen er die Bewahrung des Bundes, den Verzicht auf Eroberung, die Treue zu den heimatlichen Sitten versteht (7, XXXIII). Das Politische verschmilzt mit dem Religiösen, Tell reiht sich den antiken und biblischen Helden an (8, 311). Der Schweizer ist noch nahe der «ersten Einfalt» (7, VII), er ist «unschuldig frei» (7, XXXIII). Als Müller 1777 durch das Saanenland wandert, sieht er den Landschreiber Mösching den Hanf mit einem alten Schweizersäbel schneiden, er erinnert sich dabei an Vergils vierte Ekloge und an das zweite Kapitel des Jesajas, spricht doch der Prophet: «Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen» (Jes. 2, 4). Und auch Vergil weiß zu berichten, daß unter dem wunderbaren Kinde die «patriae virtutes» (Ecl. IV, 17) herrschen und der Wahn des Krieges vergehen wird (28, 119). Müller schreibt geradezu: «In Saanen regiert noch die goldne Zeit alter Tugend und Einfalt» (29, 259). Für den Menschen des 18. Jahrhunderts ist die goldene Zeit kein leeres Bild. Elemente, die man aus der Idyllendichtung seines Landsmannes Salomon Geßner kennt, fließen in seinem geschichtlichen Bewußtsein zusammen: biblisches Patriarchentum, antikes Arkadien und Schweizer Frühzeit. Die Vorwelt — die Romantik wird bald von «heiliger» Vorwelt sprechen — ist in diesem Lande noch gegenwärtig, in der Mächtigkeit der Alpennatur und in der Ungebrochenheit der politischen Ueberlieferung. Schillers Wort, daß auf den Bergen Freiheit sei, nährt

sich aus diesem urtümlichen Pathos. Man muß dazu wissen, daß Müller die Alpenwelt nicht literarisch aufnahm, sondern daß er in vorgeschrittenen Jahren Bonstetten noch daran erinnerte, wie sie einst in einer Alpenhütte im Heu übernachtet und beim Schein der Herdflamme gemeinsam Vergil gelesen hatten (36, 61). Müller hört ferner nicht auf zu betonen, daß die Schweiz ihrem Ursprung die Treue gewahrt, nämlich jede Expansion verschmäht hat, mit seinen Worten an die Eidgenossen: «Wie unschuldsvoll und unblutig die ewigen Bünde, wie gleichsam von selbst im Lauf zwei voller Jahrhunderte eure Verfassung sich gebildet» (7, LXVII). Jenen Gütern einer gottnäheren Zeit, Einfalt, Unschuld, Frieden und Freiheit, den «Zierden der Vorwelt» (7, LXXIV) hatte die Schweiz eine Freistätte gegeben. Ihre Bewahrung war dem Geschichtschreiber der Schweiz aufgetragen, und Müller war nicht so quellenkritisch, daß er die Episoden aus der Geschichte seines Vaterlandes entfernt hätte, die dieser Ge- sinnung besonders kräftig Ausdruck verliehen. Er fühlte sich hier in der Rolle des Rhapsoden, der seinem Volke die Taten der Vorzeit singt, fast an der Stelle des Vaters, der seinem Kinde, das sich wie die frühen Völker noch in einem mythischen Zeitalter befindet (36, 58), das Fabelhafte nicht vorenthält, er ist Dichter in solchen Augenblicken, und das mit hellem Bewußt- sein, denn: «Der Dichter spricht zur Einbildung und Empfindung, der Philosoph zum Verstand, der Geschichtschreiber zu beiden» (37, 58).

Nun vermischt sich für Müller frühes Schweizertum und Antike, die «alte Tugend und Einfalt» der Alpenhirten mit römischer Virtus republikanischer Zeiten. Er sah den Schweizer in dieser römischen Stilisierung, wenn er monarchischen Staaten den äußeren Glanz ließ, von seinen Landsleuten aber schrieb: «Wir Schweizer haben, was in uns ist, sonst nichts, keinen erborgten Schimmer» (7, XLVIII). Ihm mochten bei der Schilderung altschweizer Heldenataten die sagenhaften römischen Bauern vorschweben, die von der Pflugschar zur Rettung des Vaterlandes berufen waren. Diese «Ernsthaftigkeit der alten Zeiten» überlieferte sich durch Tacitus bis in Müllers Gegenwart (34, 30).

Tacitus wird so zum Prüfstein seiner Zeitmission oder besser, zu einem problematischen Doppelgänger, dem er einerseits mit ungemeiner Verehrung anhängt, dessen Spätlingschicksal er sich jedoch sträubt zu teilen, obwohl er sich während der europäischen Umwälzungen immer mehr in seine Rolle hineinspielt.

Wir sehen heute die Tragik des Tacitus verschränkter als Müller, nicht allein in der Unvereinbarkeit seines Ideals alt-römischer Virtus mit dem Prinzipat selbst eines Trajan, sondern überhaupt in der Sinnlosigkeit, die alten Zeiten der Freiheit wieder heraufzuführen, wo der Friede doch nur durch das Kaisertum gesichert werden konnte⁵. Müller sieht sich selbst in Tacitus hinein, er erkennt seine Trauer um eine ehrwürdige Vorzeit. Wie Winckelmann am Stil der bildenden Kunst seine Kulturdiagnose stellt, so prüft Müller den Sprachstil des Tacitus und kommt zu dem Ergebnis, daß dieser «aus den Zeiten des von der ersten Einfalt schon ins Gekünstelte sinkenden Geschmacks» (25, 306) sei. Tacitus ist unzeitgemäß, denn er möchte mit aller Kraft eine vergangene Staatsgesinnung verkünden, deren Kern die «erste Einfalt» ist, und doch ist er zeitgebunden, er verfällt nämlich ins Gekünstelte, Manierierte, einmal weil sein Zeitalter als ein philosophisches zur Abstraktion drängt, nicht mehr des unmittelbaren Bezugs zu den Dingen teilhaftig ist (Müller dachte dabei an den Kantianismus seiner Tage), zum andern, weil Tacitus sein Wort gleichsam überanstrengen muß, damit er überhaupt gehört wird. Die Zeitsituation schlägt sich in einem an Manier grenzenden Stil nieder, in ihr behauptet sich die «stoische Größe der Seele des Tacitus» (25, 307). Obwohl also Müller zweifelsfrei den Tacitus nachgeahmt hatte, warnte er Friedrich von Raumer: «Lesen Sie selbst Tacitus nicht vorzüglich: schon da ist stoische Affektation» (28, 303).

Warum Müller es wiederholt bestritt, Tacitus in seiner Stilprägung gefolgt zu sein, wird jetzt deutlich: er hätte damit zugegeben, daß auch er auf verlorenem Posten stand, es wäre das indirekte Eingeständnis seines sentimentalischen Geschicht-

⁵ Friedrich Klingner, Tacitus, Die Antike, Bd. VIII, 1932, S. 151 ff.

schreiberium gewesen. Vielleicht hat Müller bis zuletzt die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, durch Berührung mit den Kräften der Vorzeit der Geschichtsschreibung einen vorwärtsweisenden Sinn zu geben. Es sei die Aufgabe, schreibt er an einen jungen Historiker, uns durch die Historie «zur Würdigkeit unserer Väter aufzunähren», die «historische Musa» müsse bei uns «popularisiert» werden, wie die Chroniken einst «Nationallektüre» waren. Das war sein Wunsch, und darum gab er sich seinen Landsleuten gegenüber die Haltung eines mittelalterlichen Chronisten oder eines antiken Historikers der besten Zeit, aber seine weiteren Worte lauten resigniert: er beneide «Gilg Tschudi, Königshofen und solche, deren malerische Einfalt jetzt nicht mehr zu erreichen ist. Sie sind den Alten, weil der Natur, am nächsten, welche allein die große Meisterin ist» (39, 241). Wenn Müller den humanistischen Schweizer Tschudi und den volkstümlichen Elsässer Chronisten Königshofen mit «den Alten» in einem Atem nennt, so meint er nicht eigentlich die historische Antike, sondern das Ursprüngliche schlechthin unter dem Namen «Natur». «Natur» aber bedeutet durchaus im Sinne Schillers das naive Weltverhältnis. Darum ist die «erste Einfalt» «malerisch», weil der Mensch früher Zeiten sich in einem gegenständlichen Dasein findet und weil der Geschichtsschreiber sich aus dieser Sicherheit des Weltgefühls (Goethe würde es «behaglich» nennen) an ein gleichgestimmtes Volk wendet. Müller bezeichnet sein Stilideal: «Meine erste Sorge soll allezeit die Einfalt sein; die andere, die Kraft» (34, 150). War auch die Kraft des Tacitus in einem manieristischen Stil gleichsam erstarrt, bewundernswert blieb der hohe Sinn, mit welchem er die Würde des Geschichtsschreibers in sinkender Zeit bewahrte. Wie beiläufig bemerkt Tacitus, als er von Neros zweitem Konsulat spricht, es sei für dies Jahr nichts Wesentliches zu berichten, wenn man nicht mit dem Bau des Amphitheaters auf dem Marsfelde seine Zeilen füllen wolle, «cum ex dignitate populi Romani repertum sit res inlustris annalibus, talia diurnis urbis actis mandare» (Ann. XIII. 31). Eine programmatische Aeußerung Müllers, ein Jahr vor seinem Tode geschrieben, ist wie die Umschreibung dieser Annalenstelle: «So

wisse jeder, daß, wenn der Geist sich zu der Würde der Geschichtsschreibung erhebt, augenblickliche oder persönliche Beziehungen vor ihm verschwinden. Tagebücher mögen Anspielungen häufen; in die Tafeln der Geschichte gehört bleibende Wahrheit» (7, LXXXIV).

Müller las Tacitus mit dem Bewußtsein einer geheimen Schicksalsverwandtschaft. Es lag ihm an der Feststellung, daß jener den Zusammenbruch der antiken Welt geahnt habe: «Unter Trajan, in dem nie herrlicheren Weltreiche, *urgentia imperii fata* zu erblicken, zeigt ein doch nicht blödes Auge» (39, 237). Diese Wendung aus der «Germania» «*urgentibus imperii fatis*» (Germ. 33) kehrt bei Müller wie ein Leitmotiv wieder, Beweis dafür, daß auch Tacitus sich universalhistorisch orientiert hatte. Mit seiner weltgeschichtlichen Voraussicht verdiente er nach Müller einen Platz neben den jüdischen Propheten (35, 267f.).

Wie kam Müller zu seinen dunklen Voraussagen über das Schicksal Europas? Weshalb bleibt bei Müller dieser Kulturpessimismus konstant bis in seine letzten Lebenstage? Man sucht seinen Ursprung in bestimmten politischen Ereignissen und greift auch nicht ganz fehl. «Europa spielt vielleicht den letzten Aktus, und wir sind also nunmehr geschickter, jeden Umstand in dem großen Schauspiel, dessen Entwicklung nähert, zu schätzen, und ihm in den Annalen die gehörige Stelle anzuweisen, mein edler und einiger Freund» (34, 218). Als er dies schreibt, 1778, fürchtet er schon eine Unterjochung der Schweiz und rät, den Sinn für Freiheit lebendig zu erhalten, damit man, «weil doch Europa untergeht», «die unterworfenen Alpen verlasse und einen andern Staat aufrichte» (35, 49). Anstoß zu dieser Befürchtung gab im Jahre 1778 das Vorgehen Josephs II. gegen Bayern, das dann die Truppendemonstration Friedrichs des Großen im sogenannten «Bayrischen Erbfolgekrieg» auslöste. Er sah darin einen ersten Schritt zur Aufrichtung einer neuen Universalmonarchie, durch welche die Freiheit der kleinen Staaten vernichtet würde. Der Tod des älteren Pitt traf damit zusammen. Müller war sicherlich durch seinen amerikanischen Freund, Francis Kinloch, an den Ereignissen des Unabhängigkeitskrieges

besonders interessiert worden. Nach der Kapitulation von Saratoga im Herbst 1777 begann sich das Glück den Kolonien zuzuneigen, bald schloß sich Frankreich ihnen an, und im April 1778 brach Pitt, der sich auf Krücken in das Parlament begeben hatte, zusammen, als er einen Antrag auf Zurückziehung der englischen Truppen aus Amerika abweisen wollte. Dies dramatische Ereignis und der bald darauf eintretende Tod des großen Staatsmannes muß Müller sinnbildlich für die Lage Europas geworden sein. Zum ersten Mal in der Geschichte mußte der alte Erdteil einer jungen Macht jenseits des Ozeans weichen. Aus der Mitte des Jahres 1778 stammt die pathetische Klage Müllers über die «hereinbrechende Tyrannie, das Krachen der umstürzenden Verfassungen und Sekten, die letzten Seufzer vieler verschwindenden Tugenden, der Freundschaft, Vaterlandsliebe und Ruhmbegierde; die entfliehenden Künste und Wissenschaften; das Absterben aller großer Männer, und Montesquieu, Haller und Chatham ohne Nachfolger» (34, 316)! Müller hatte einmal Tacitus den «römischen Montesquieu» genannt⁶, denn beiden Männern war die konservative Haltung gemeinsam, während Müller Rousseau mit seiner unhistorischen Staatslehre als Vorläufer revolutionärer Bewegungen erkannte. Mit Müllers Verhältnis zu Albrecht von Haller tritt wieder die mehr schweizerische Komponente seines Kulturbewußtseins zutage. In Hallers «Alpen» dasselbe Lob der «Vorwelt», der «beglückten, güldnen Zeit» wie bei Müller. Darum begleitete er seine Schweizer Geschichte mit einem Motto aus den «Alpen». Drei Konservative, Montesquieu, Haller und Pitt, waren es also, die Müller beklagte. Ob freilich eher seinem Kulturpessimismus oder den politischen Ereignissen das Uebergewicht zukommt, ist schwer zu entscheiden. Die Ereignisse des Jahres 1778 waren gewiß derart, daß sie wie ein Choc auf Müller wirkten. 1782 konnte er schon biblisch von der «consummatio saeculorum» sprechen und darauf hinweisen, daß ein solcher Augenblick der Krise dem Historiker erst den rechten Ueberblick verstatte (35, 305). Auf der

⁶ Karl Henking, Johannes von Müller, Bd. 1, Stuttgart-Berlin 1909, S. 188.

anderen Seite ist eine so negative Einschätzung der Zeitereignisse vor der Revolution doch nur erklärlich, wenn man sie aus der inneren Unsicherheit Müllers, aus seinem gestörten Kulturbewußtsein, begreift. «In dieser großen Niederlage aller Tugenden und aller Gesetze, o liebster Freund, bleibt dem Weisen für sein Glück nichts übrig, als seine eigene innere Freiheit, sein persönlicher Wert und das Herz eines Bonstetten» (34, 166). Dieser Wille, durch die Pflege alter Tugenden, wie es die Freundschaft für Müller war, sich selbst in dieser zusammenstürzenden Zeit zu bewahren, nähert ihn wieder dem Stoizismus des Tacitus.

Ein Schweizer, Saussure, hatte, als er vom Montblanc auf die Erde herabschaute, aus dieser Höhensicht ihre Triebräder zu erkennen geglaubt; wichtige geologische Einsichten waren ihm dabei aufgegangen⁷. Johannes Müller wollte aus einer ähnlich empfundenen Schweizer Situation das Gesetz der europäischen Geschichtswelt erkennen. In der Schweiz hatte er einen festen geistigen Punkt, Ursprungsnähe, und gegenüber einem immer wieder in Kriege verstrickten Europa das Bewußtsein, daß sein Volk wenigstens eine gleichsam unschuldige politische Entwicklung hinter sich hatte, wenn es auch nicht mehr in der vollen Virtus seiner Frühzeit bestand. War nicht gerade ein Schweizer Historiker bestimmt, durch seine universalhistorischen Einsichten die europäischen Völker vor dem drohenden Untergang zu warnen?

Als Müller nach 1780 bald endgültig die Schweiz verläßt und in Deutschland Fuß faßt, müssen solche Gedanken ihm nicht fremd gewesen sein. Doch entfaltet sich sein weltgeschichtliches Denken erst jetzt durch seine entschiedene Wendung zum Christentum. Einer der Bekehrungsbriefe ist an Charles Bonnet gerichtet, den Verfasser der «Contemplation de la Nature». Später, bei der Niederschrift der Weltgeschichte, erinnert sich Müller, daß er mit Bonnet dies Buch gelesen und dabei einen unbeschreiblichen seelischen Aufschwung erlebt habe: es ist das bereits beschriebene, dem 18. Jahrhundert eigene Weltgefühl

⁷ S. Helmut Rehder, Die Philosophie der unendlichen Landschaft, Halle (Saale) 1932, S. 29 ff.

der räumlichen Enthobenheit über die Erde, von Saussure erfahren, von Jean Paul in seinem Welthumor gestaltet und so innig mit dem Sendungsbewußtsein Müllers verquickt. Nun aber setzt bei Müller etwas Neues ein, indem das Gefühl der räumlichen Natur in das Gefühl der zeitlichen Geschichte übergeht, das Erbe Augustins wird wirksam. Von den Bekehrungen pietistischer Färbung, welche in den Biographien vieler Zeitgenossen als Lebenswende erscheint, ist die Bekehrung Müllers allein die eines Historikers. Andere erleben, auf Tag und Stunde genau zu datieren, die Erhellung ihres Weges, bei Müller weitet sich der Blick über die Geschichte der Völker, denn er bewältigt zu gleicher Zeit ein umfangreiches Quellenmaterial: «Als ich nun den Zusammenhang der ganzen Geschichte bis auf Augustum endlich übersah, konnte ich nicht anders als bewundern, wie alles Große und Kleine mit erstaunenswürdiger Ueber-einstimmung zur Zubereitung und Beförderung dessen diente, was die Bibel als den Rat Gottes angibt» (37, 253). Da Müller begreift, daß die Vorsehung, deren Walten er in seinem eigenen Lebensgange spürt, auch die Weltgeschichte lenkt, wird seine Bekehrung die eigentliche Geburtsstunde seines universalhistorischen Werkes: «Je médite un grand ouvrage, auquel je travaille déjà . . .», ihr Gegenstand: «cet enchaînement des choses humaines, qui nous instruit de la volonté de Dieu, du secret de la destination de la race humaine» (37, 17). Müller wäre ein moderner Augustin geworden, wenn dieser religiöse Impuls wirklich wie ein Sauerteig die von ihm gesammelten Fakta der Geschichte durchdrungen und eine runde, durchgeistete Weltgeschichte hervorgetrieben hätte. Warum dies nicht geschah, liegt an der Person Müllers. Wie manchem Empfindsamen seines Jahrhunderts fehlt es an dem letzten harten Ernst der Lebens- und Werkgestaltung, so daß, was wir von seiner Universalgeschichte besitzen, nur allzuweit hinter seinen Intentionen zurückbleibt. Rankes Bemerkung besteht zu recht: daß in Müllers Briefen «der ursprüngliche Quell seines Geistes» «näher, vernehmlicher rauscht» als in seinen Werken⁸.

⁸ Leopold von Ranke, Sämtliche Werke, Bd. 53/54, S. 272.

Das eindringlichste Zeugnis seiner Bekehrung, der Brief an einen Unbekannten, ist am 9. März 1782 geschrieben, einen Tag, bevor Müller das Herdersche Haus betrat, in dem sein Bruder, der Theologe Johann Georg, schon lange heimisch war. Müller hatte das Material seiner Weltgeschichte gesammelt, Herder war auf dem Wege zur Abfassung der «Ideen»; ihre Gemeinsamkeit stellte sich von selbst her, denn, nachdem Müller «durch die Historie zum Glauben» gekommen war⁹, kam es ihm ja nicht mehr auf eine nur stoffliche Darstellung an, sondern er suchte nach einem Sinnprinzip der Weltgeschichte: «Mir gefällt sehr (schrieb er an Herder), daß Sie die Menschen davon ableiten, überall Ursache und Wirkung, oder aber Zufall zu sehen, da Zusammenordnung das eigentliche Geheimnis Dessen ist, welcher Sich zu Seinem Zweck unserer als Werkzeuge bedient¹⁰.» Dies blieb nicht Theorie, er erfüllte sich vielmehr mit der religiösen Kraft der Herderschen Persönlichkeit und des Herderschen Werkes; seine Weltgeschichte solle «Geist haben, aber nicht esprit, sondern Pneuma», versicherte er ihm¹¹. An Sprachwendungen läßt sich erkennen, daß dies Herdersche ihm tief ins Gemüt drang: «Wie fühlte neulich meine ganze Seele die Majestät der allerältesten Urkunde bei Haydn's Schöpfung . . .» (36, 195). Der Prosahymnus Müllers an Herder, anlässlich seiner «Ideen» konzipiert, den der «Geschichtforscher» dem «Geschichtseher» darbringt, ist der Dank. Geschichtsprophetie ist Intuition des gesamten Geschichtsverlaufs, Geschichtsforschertum Durchdringung der historischen Tatsachen in Bewegung auf das Geheimnis Gottes. Während Herder glaubte, die Verwirklichung der Humanität auf Erden verkündigen zu können, beschied sich Müller in seiner Huldigung. Dunkel blieb für ihn das Ziel der Geschichte: was Gott mit uns und späteren Geschlechtern im Sinne trug, war nicht abzusehen, nur durch unablässiges Studium der Begebenheiten zu ahnen.

Jetzt erst, nach seiner Bekehrung und seiner Begegnung mit

⁹ Johannes von Müller, Briefwechsel mit Johann Gottfried Herder und Caroline Herder geb. Flachsland 1782—1808, Schaffhausen 1952, S. 31.

¹⁰ Briefwechsel m. Herder, S. 26.

¹¹ Briefwechsel mit Herder, S. 32.

Herder, stellte sich Müller seine Aufgabe in ihrem ganzen Umfange dar. Er hatte einst begonnen, seine Landsleute an die ursprüngliche Staats- und Seelenkraft der Vorzeit zu mahnen, weil er seit 1778 besonders an den europäischen Ländern zu Füßen der Alpen Verfallssymptome entdeckt hatte, nun war er aus seiner Geborgenheit in die Ebene hinabgestiegen, war in den Dienst der Regierungen getreten, halb politischer Berater deutscher Fürsten und gelegentlicher Publizist, halb Privatgelehrter. Er bekleidete eine Stellung, wie sie die weitmaschige Sozialstruktur der kleinen Hofwelt für begabte Männer des 18. Jahrhunderts offenhielt. Als Schweizer Patriot und Universalhistoriker geriet er in die politischen Krisen der Zeit. Vielleicht mußte er seine Schweizer Basis einbüßen, damit er sich als religiöser Universalhistoriker in ihnen bewähren konnte, aber eine solche Auffassung nimmt Müller als Person zu gewichtig. Er war mehr ein Seismograph der Zeit, ein Kind der empfindsamen Epoche, bei dem Stimmungen entstanden und wieder verschwanden, der oft genug über den Geschäften des Alltags die große Geste und die Krise Europas vergaß. Wir wollen sagen, daß zwischen dem Historiker, der die Taten der Vorzeit in die Tafeln der Geschichte eingrub, und dem Menschen, der sich in einer uferlosen Korrespondenz enthüllt, ein weiter Abstand war, eben der Abstand des Sentimentalen zu seinem Ideal. Freilich suchte er sich in den Aufzeichnungen seines religiösen Tagebuchs seiner selbst immer wieder zu versichern, und wenn ein Zeitereignis ihn traf, zeigte er sich auf einer inneren Höhe, wenn er auch bald darauf in sehr menschliche Erwägungen zurückfiel. Daher darf man sich nicht vorstellen, daß Müller in seinen Mainzer, Wiener und Berliner Jahren in einer steten Spannung gelebt hätte; nur an den Hauptstationen der politischen Entwicklung verschärfte sich sein Zeitpessimismus, bis er dann vor Napoleon stand und damit seine letzte universalhistorische Entscheidung vertrat.

Der 14. Juli 1789 indessen verstärkt seine Besorgnisse nicht (30, 222), weil er von den Ereignissen eine Belebung der erstarrten europäischen Ordnung erwartet; bei der Besetzung von Mainz (1792), die ihn hätte erregen können, ist er zwar zufällig

abwesend, doch erblickt er ein Jahr später ergriffen die Trümmer der Adelshöfe und Kirchen (31, 78f.). Er antwortet auf diese Zeiten mit der schäferlichen Sehnsucht nach einer «reinlichen Hütte am Zürichersee», wo er die Möglichkeit hat, fern von der Politik der Krise zuzusehen, um sie unparteiischer zu beurteilen (31, 39). Die Hoffnung, den Untergang Europas, den «Ausgang des großen kostbaren Dramas» (36, 63), wie ein Schauspiel genießen zu können, verflüchtigt sich, als 1798 seine Heimat zum ersten Male von den Revolutionsheeren überflutet wird, als 1799 die Franzosen bis an den Semmering vorrücken und der Berner Schultheiß Steiger, sinnbildlich für die eidgenössische Schweiz, in der Emigration stirbt.

Müller hat in diesen Jahren des Napoleonischen Aufstiegs (seit 1795) sein altes Manuskript der Universalgeschichte zum Druck zu bearbeiten gesucht. Er erfuhr dabei, daß selbst ein so stoffgesättigtes Werk der Gegenwartsperspektive nicht entraten konnte, daß aber dieser Standpunkt in den Fluten der Zeit schwer zu gewinnen war: «Alles wird so ganz anders, daß der Schriftsteller noch gar nicht vermag, sich den Augpunkt zu fixieren: und wie kann man treffen, wenn nicht möglich ist, zu visieren!» (31, 193). Er wollte die Stelle Gottes einnehmen und mußte doch zweifeln, wenn er versuchte, wenigstens die Richtung des Stromes zu bestimmen, ob seine menschlichen Erwägungen der göttlichen Wahrheit genug taten. An diesem Punkte setzt Müllers eigentliche Problematik ein.

Müller war Föderalist, er wollte (darin Möser verwandt) das Eigenleben jedes Staatswesens wahren, denn seine konservative Freiheitsauffassung verwirklichte sich in dieser Autonomie. Die Universalmonarchie, die mit Napoleon heraufzog, war ein Feind dieser Ordnung; eindeutig hätte er sich gegen jene entscheiden müssen, zumal er seit 1804 als Historiograph des Hauses Brandenburg und als zukünftiger Biograph Friedrichs des Großen sich der preußischen Monarchie eng verpflichtet hatte. Es ist nicht genug, an seine Charakterschwäche, sein Geltungsbedürfnis und an die Tatsache zu erinnern, daß er selbst um eine Audienz bei Napoleon nachgesucht hat, nicht, wie er gerne vorgab, von ihm

gerufen war, sondern zu beachten, daß das Psychologische überhaupt zur Lösung nicht ausreicht. Diese Problematik war gleichsam mit ihm geboren. Er hatte sie auf sich genommen, als er die Würde des Geschichtschreibers proklamierte, mochte er nun als sentimentalischer Erbe des Tacitus die Virtus der Vorfahren rühmen oder als Nachfahre der Propheten des Alten Bundes die Ratschlüsse Gottes verkünden.

Hatte er Herder gegenüber sich noch in der bescheidenen Rolle des Geschichtsforschers gefühlt, welcher die Geheimnisse Gottes ahnt, ohne ihrer teilhaftig zu werden, so überschritt er jetzt diese ihm durch seine Wissenschaft gezogene Grenze. Nach der Schlacht bei Austerlitz schwankt er noch: «War ich nicht mein Leben lang für Freiheit und Gleichgewicht; gegen Weltreiche laut entschieden! Die Vorsehung hält für gut, etwas Neues zu machen; was? dieses dürfte wohl keiner der um den Thron des Alten der Tage stehenden Wächter ausgeschwatzt haben» (33, 66). Durch den «Donnerschlag bei Auerstädt» aber ist er endgültig überzeugt, daß eine «lange Periode der Universalgeschichte geschlossen ist» (33, 106 f.). Er geht zu Napoleon über, bevor er von dem Kaiser den starken persönlichen Eindruck empfängt.

Als Pietist hatte Müller in seinem wechselreichen Leben das Walten der Vorsehung zu spüren geglaubt, Daten waren ihm bedeutsam geworden, er hatte sich den günstigsten Umständen gefügt, ohne immer sein Gewissen streng zu befragen. Dennoch hatte er 1788 eine einzige Lehre aus der Weltgeschichte gezogen: «Alles hat seine Zeit und Stelle in der Welt. Suche nicht mehr zu sein, sei aber auch nie weniger, als zu deiner Zeit in deiner Stelle möglich ist» (7, XLVI). Oder 1796 im Schlußkapitel der Weltgeschichte: «Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu tun sei (die Umstände ändern alles unendlich) als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: „Erfülle trefflich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle...“» (6, 351). Jetzt gab er diesen Bezug zu einem verborgenen Geschichtsgotte auf, indem er sich zum Mitwisser seiner Pläne machte und eine Art biblischer Geschichtsphilosophie übernahm.

Für ihn stand fest, daß in diesem geschichtlichen Augenblicke eine «consummatio saeculorum» geschah, daß der Historiker diesen Moment ergreifen mußte, weil sich wie von einem Berge plötzlich die Sicht auf die gesamte geschichtliche Vergangenheit freigab. «Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen, und kühn den Schleier ein wenig zu lüften, der die wahrscheinliche Zukunft deckt» (33, 109). Müller unterlag diesem Hochgefühl des von ihm zur Prophetie gesteigerten Berufes. Er wollte mehr sein, als er mit gutem Gwissen an seinem Platze sein konnte.

Die Statuierung eines weltgeschichtlichen Einschnittes war schon fast Hybris, da sie die Möglichkeit geschichtsphilosophischer Spekulationen ließ, wenn sich Müller auch auf die Bibel stützte. Die Lehre von der Abfolge der Universalmonarchien beeindruckte ihn: «Ich war in den ersten Tagen wie physisch gelähmt. — Denn — unermeßlich ist das Unglück. — Siehe, etwas Neues wird; die große Periode der mancherlei Reiche seit dem Untergang des römischen ist geschlossen» (39, 211). Fraglich blieb, welche Gestalt Europas annehmen würde; Müller hat zwischen 1806 und 1809, seinem Todesjahr, zwei grundverschiedene Möglichkeiten gesehen.

Seine Untergangsstimmung wurde für einige Zeit dadurch beschwichtigt, daß er mit Napoleon etwas schlechthin Neues, etwas Ursprüngliches in das überalterte Europa einbrechen sah. Der Brief an den Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg, in dem Müller eine Audienz bei Napoleon anregt, enthält Sätze einer forcierten Klassizität: «Le grand homme — mérite un historien du genre antique; Vous savez que j'appartiens à ces anciens siècles; on le dit.» Napoleon als antiker Heros, als «Natur»! Aelteste Gefühle werden wieder in Müller mächtig, Vorstellungen eines paradiesischen Anfanges, eines goldenen Zeitalters in Vergilschen Farben. So wenigstens sind die Zeilen an den Grafen Beugnot zu verstehen: «Il a créé un nouvel ordre de choses; c'est à Lui de donner à chaque chose son nom; ainsi

Adam faisoit dans le paradis¹².» Das ist wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben. Glaubte er wirklich daran, wo er sich täglich an dieser Ordnung stieß und als westfälischer Minister seine ganze Kraft brauchte, um französische Funktionäre vor Eingriffen in das deutsche Universitätswesen zurückzuhalten und nach der Aufhebung von Rinteln und Helmstedt wenigstens Göttingen, die «Akropolis» der Wissenschaften, zu retten? Eher ist anzunehmen, daß seine Untergangsstimmung weiter den Grund seiner Seele bedeckte. Wenn etwas Neues entstand, dann nicht mehr in Europa. Alexander von Humboldt hatte ihm von Südamerika und von der Inkakultur berichtet, ferner von Jefferson und der in der Neuen Welt aufstrebenden Wissenschaft: «Im Uebrigen, welche Aussichten jenseits dem Weltmeer! astronomische und physische Apparate hat Mexiko besser als Berlin...» (33, 71). Die europäische Kultur verlor ihre absolute Geltung.

Die endgültige Prognose Müllers ist in dieser Richtung zu suchen, weil sie frühe Gedankenspiele bestätigt: «Ists doch ein großer Anblick, so eine Epoche der Vollendung, wo ein Weltteil, welcher so lange der erste gewesen, ermüdet, sinkend, die Fackel einem andern weit über die Meere darreicht» (33, 206).

Warum hat das 19. Jahrhundert diese auffallenden Zukunftsperspektiven nicht stärker beachtet? Vielleicht, weil die Persönlichkeit Müllers ihre Wahrheit nicht ganz gewährleistete und weil sie auf eine Gedankenwelt zurückgingen, die ihren Ursprung noch im Zeitalter der Empfindsamkeit hatte. Nur Friedrich Schlegel gab Johannes von Müllers Schicksal einen Sinn. «Von der Höhe seines durch jahrhundertlange Neutralität, wie eine Insel, von dem übrigen Europa und seine Bewegungen isolierten Schweizerfelsen, sah er gleichsam auf die scheinbar noch ganz ruhige Oberfläche aller andern Nationen und Staaten weit umher herab, und hatte ein wunderbar richtiges Vorgefühl von den Stürmen, welche sie bald bewegen würden¹³.»

¹² S. Requadt, a. a. O., S. 85, 91.

¹³ Friedrich Schlegel, Signatur des Zeitalters (1820 f.), Neudruck Wiesbaden 1926, S. 23.